

Traugott
Koch

Die Brotbitte des Vaterunsers – und wir in einer rationalisierten Lebenswelt¹

I.

Es war eine für die Geschichte des Christentums folgenreiche Tat, daß Luther im Jahre 1519 die vierte Bitte des Vaterunsers nicht mehr auf das sakramentale Brot, sondern auf das alltägliche Brot bezog und sodann diese Bitte ausdehnte auf alle Notwendigkeiten des Lebensunterhalts, auf alles, dessen wir notwendig bedürfen, um zu leben. So stellt Luther im „Kleinen Katechismus“ – also in dem Text, den bald nach Luther jedes Kind schon auswendig zu lernen hatte – die Frage: „Was heißt denn täglich Brot?“ Antwort: „Alles, was zur Leibesnahrung“ und zum notwendigen Bedarf „gehört, als Essen und Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Äcker, Vieh, Geld, Gut, fromm Gemahl, fromme Kinder“ usw., auch „fromme und getreue Oberherren“, „gut Wetter, Friede, Gesundheit [...], gute Freunde [...] und desgleichen“ (BSLK, 514). Im „Großen Katechismus“ weist Luther gleich eingangs nachdrücklich darauf hin: Unser täglich Brot „ist ein kurz, einfältig Wort, greifet aber sehr weit umb sich. Denn wenn Du ‚täglich Brot‘ nennest und bittest, so bittest Du alles, was dazu gehört, das täglich Brot zu haben und genießen [...]. Darumb muß Du Dein Gedenken wohl auftuen und ausbreiten, nicht allein in Backofen oder Mehlkasten, sondern ins weite Feld und ganze Land“ (BSLK, 679).

¹ Vorgetragen bei der 2. Tagung der 11. Generalsynode der VELKD am 23. Okt. 2009 in Ulm. Wir danken dem Verfasser, dass er seinen Text dem Jahrbuch des Martin-Luther-Bundes zur Verfügung gestellt hat, und erinnern mit dessen Publikation an die 11. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes, die vom 20. bis 27. Juli 2010 unter dem Motto „Unser tägliches Brot gib uns heute“ in Stuttgart stattfand.

Damit, mit dieser lebensweltlich weiten Fassung der Brotbitte, hat Luther das Kloster als vorzüglichen Ort des Gebets überschritten hinaus in die alltägliche Welt des Lebens als Raum der Gegenwart Gottes. Sinngemäß entspricht dieser Überschritt Luthers Auffassung vom Beruf als Gottesdienst im weltlichen Leben. (Übrigens: Bekanntlich sah darin, in dieser Auffassung vom Beruf, Max Weber die größte Errungenschaft Luthers.)

Vor allem entsprach diese Ausformung der 4. Vaterunser-Bitte Luthers Verständnis der Schöpfung Gottes, wie er es in der Auslegung des 1. Artikels im „Kleinen Katechismus“ dargelegt hat: „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen, mir Leib und Seele [...] gegeben hat und noch erhält, dazu Kleider und Schuh, Essen und Trinken, Haus und Hof, Weib und Kind, Äcker, Vieh und alle Güter“, mit allem notwendigen Bedarf und mit „Nahrung des Leibes und Lebens reichlich und täglich versorget“ (BSLK, 510 f).

Luther verstand die Welt, in der er lebte, mit ihren lebensnotwendigen Bedürfnissen – wir würden heute sagen: mit dem, was zur Lebensgrundlage und zum Lebensunterhalt gehört – als von Gott gegeben und unterhalten, als Gottes Schöpfung. Und um eben das von Gott Gegebene „bitten“ wir nach Luther „in diesem Gebet“, in dieser Bitte. Ja, noch mehr: Wir bitten nach Luther darum, daß Gott uns die Lebensgrundlage als von ihm gegeben „erkennen lasse“ und wir folglich „mit Danksagung empfangen unser täglich Brot“. Das nämlich ist der Unterschied zu den Gott nicht Erkennenden, daß „wir mit Danksagung empfangen unser täglich Brot“ und damit unsere Lebensgrundlage (BSLK, 514). – Wir wissen: Die Welt, in der Luther lebte, war eine traditional geordnete, agrarische, von der unbeständigen Natur abhängige und für die meisten eine ärmliche Welt.

Luthers Verständnis der Brotbitte haben seine Nachfolger getreulich wiederholt. Ich zitiere eine Stimme aus dem späten 17. Jahrhundert, die Äußerung der Barockdichterin Catharina Regina von Greiffenberg in deren „Betrachtungen“ des „Lebens Jesu Christi“. In ihrer Ausführung zum Vaterunser, bei der Darlegung der Brotbitte, wiederholt sie fast wörtlich die Ausformung Luthers: „Es sey euch auch [...] gebotten, um alle[s] leiblich und zeitlich“ Lebensnotwendige und um „Wolfarth zu bitten, mit diesen kurzen, doch alles in sich begreifenden Worten: Unser tägliches Brod gieb uns heut.“ – „Mit dem Wort Brod ist alle unentbehrliche Leibes= und Lebens=“Notwendigkeit „verstanden als Speise, Trank, Kleidung, Wohnung, Arzeney, Pferde, Vieh, Knechte, Mägde, Freund, und in Summa alle Creaturen, so zum zeitlichen Leben noth und nicht zu entrathen seynd“: „um dieses alles wird mit dem Wörtlein Brod gebeten.“ Doch die Autorin fügt hinzu: „Darum bittet, so wird euch gegeben, suchet durchs Gebet, so werdet ihr

finden, klopft an [...], so wird euch die himmlische Schatz=Kammer alles Segens und Gedeuens aufgethan.“

Damit, mit dieser Erinnerung an die von Luther nachdrücklich dargelegte Gebeterhörung nimmt die Autorin auf, was das Luthertum seit, sagen wir, 1529 mit der Brotbitte erfahren hat: nämlich, daß sie oft nicht erhört wurde, daß der Hunger und zu gewissen Zeiten der Durst nicht gestillt wurden, daß Hagelschlag, Mißernte und damit Hungersnöte nicht ausblieben. Und die Brotbitte war doch nicht selten die schier ausweglose Bitte: Gott möge einen am Leben erhalten, nicht um des Beters selbst willen, sondern wegen der Kinder, der Witwe und der Waisen. Mithin sind die folgenden drei Seiten der fünfseitigen Auslegung v. Greiffenbergs der Apologie gegen die Erfahrung der Nicht-Erhörung gewidmet – so schließend: „Und alles, was ihr den Vatter bitten werdet in Meinem Namen, das wird Er euch geben, es sey leiblich oder geistlich, zeitlich oder ewiges Gut, das erste zwar“ mit der Bedingung „eurer Seeligkeit, das andere aber ohne alles Bedingen, weil es eure Seeligkeit selbst betrifft“ (Ww. Bd. 5, 347–352).

II.

Und wir heute? Vorweg sei grundsätzlich gesagt. Wenn wir Gott nicht in unserer Lebenswelt erkunden und in unserem Leben glauben, fallen wir hinter Luther zurück. Wenn wir das nicht wollen, dann muß die Theologie in einer sehr wohlbedachten, aber in der Sprache unserer Lebenswelt sprechen. Sie muß so sprechen, daß das von ihr Gesagte für jeden nicht vorweg Verschlossenen verstehbar und potentiell einsehbar *wahr* sein kann. Die Theologie heute muß sich auf das Leben in der heutigen Lebenswelt beziehen: auf all das, was im Leben eines vernünftigen Menschen vorkommt, ihn im Ernst beschäftigt und betrifft; auf all das, was für ihn grundlegend ist und das Leben lebenswert macht. – So viel vorweg.

Also: die Brotbitte und wir heute. Paul Gerhardt konnte in seinem „Sommergesang: Geh aus mein Herz und suche Freud“ in der 7. Strophe zum Ausdruck bringen: „Der Weizen wächst mit Gewalt, darüber jauchzet jung und alt und rühmt die große Güte des, der so überfließend [uns] labt und mit so manchem Gut begabt das menschliche Gemüte“. Und heute? Mitten in der Erntezeit, am 7. September dieses Jahres 2009, steht als Balkenüberschrift im „Hamburger Abendblatt“: „Die niedrigen Getreidepreise haben den Bauern die Ernte verhagelt.“ Am Freitag, den 2. Oktober 2009, lautet der Kurzkomentar in der „Frankfurter Allgemeinen“ so: „Am Sonntag ist in Deutschland: Halloween, der Verkauf offen, Ende des Ramadan, Beginn des Winter-

schlussverkaufs? Alles knapp daneben. Am Sonntag ist Erntedankfest. Wer aber bittet und dankt noch für ‚unser täglich Brot‘? Hunger braucht in diesem Land schon lange niemand mehr zu leiden. Milch kostet inzwischen weniger als Mineralwasser“ usw. Der Kommentar läuft darauf hinaus, daß sich die Bauern auf den Markt einstellen und sich als Unternehmer verstehen sollen, die, wie jeder andere Produzent, ihre Produkte „vermarkten“.

Die zwei Schlaglichter aus Zeitungen sollen andeuten, was wir Theologen, Christinnen und Christen schwerlich übersehen können, daß nach üblicher, weithin geteilter Auffassung, nicht Gott uns das tägliche Brot gibt und alles, was zum Lebensunterhalt nötig ist – sondern daß wir das Brot erwirtschaften. Wir leben in einer rationalisierten Lebenswelt. In ihr werden dominant (vorherrschend) zwei Erkenntnis- und Handlungsweisen praktiziert: die Erklärung aller Dinge und Sachverhalte nach ihren kausalen Ursachen oder Entstehungsbedingungen und die Bewertung aller Dinge nach ihrer Zweckmäßigkeit, d. h. als Mittel für von Menschen gesetzten, ökonomischen Zwecken.

Selbstverständlich wurde auch in der traditionellen, vormodernen Lebenswelt gewirtschaftet. Es gab dafür einen eigenen Stand, den „status oeconomicus“, den Haus-Stand, den Stand der Haushaltung. Doch die agrarischen Tätigkeiten bezogen sich auf einen von der Natur vorgegebenen und insofern selbstverständlichen Zweck: auf den Lebensunterhalt derer, die zur „Haushaltung“ gehörten: „fromm Gemahl, fromme Kinder, fromm Gesinde“ (Luther) unter dem Hausherrn. Vormalig ging es schlicht um Selbstversorgung zum Zwecke des eigenen Überlebens. In unserer Lebenswelt werden die sog. „Agrarprodukte“ verkauft mittels des Marktes zu einem bestimmten Preis, also zu einem Zweck von Menschen gesetzt und/oder von einem anonymen Markt diktiert.

Die in unserer rationalisierten Lebenswelt dominant praktizierten Methoden, die Kausalerklärung und die Zweck-Mittel-Rationalität, „funktionalisieren“ alles. Sie geben aber nicht zu erkennen, was „etwas“ als es selbst oder in sich selbst ist. Sie lassen weder Gott noch Ich und Du erkennen, schließen im Gegenteil diese aus. Das ist der heimliche Nihilismus der Moderne.

III.

Die Theologie heute kann nur bei *dem* im Leben einsetzen, das den beiden genannten Erkenntnis- und Handlungsweisen nicht unterliegt. Da ist vor allem und zuerst die einzelne Person als sie selbst, die sich immer zu allem, was sie betrifft, selbst verhalten und darin sich selbst verstehen kann. Bei die-

sem Selbstbefund sollte die Theologie einsetzen, um einen Ort, einen „Sitz im Leben“ zu haben. Denn der einzelne, die einzelne kann erkennen, daß kein Mensch sein Leben aus sich selber hat, sondern daß es ihm *gegeben*, vorgegeben ist, auf daß er es annehme und es *selbst* lebe. Jeder Mensch als Person kann erkennen, daß weder er sich, noch seine Eltern ihn hergestellt, produziert haben. Besinnt er sich auf sich selbst, so kann er erkennen, daß er, auch seinen Eltern gegenüber, etwas Eigenes, eben er selbst, ist. Er würde sich nicht selbst wahrnehmen, hielte er sich für ein Produkt, für ein Produkt anderer, der Gesellschaft oder einer blinden Natur-Evolution. Er wäre nur ein anonymes, ein austauschbares Exemplar, wie es das Einzelwesen in der Natur ist. Möge er, naturwissenschaftlich gesehen, zufällig sein; sein Leben selbst kann er nicht für zufällig halten. Denn jeder weiß, daß er für das, was er tut, selbst verantwortlich ist. Wäre der Mensch als er selbst, der Mensch als Person, nur Produkt von anderen, von der Gesellschaft, so gäbe es keine Freiheit, keine Selbstbestimmung, keine Würde, keine Schuld und keine Vergebung. Und noch ein weiteres kann jeder, jede bei sich selbst erkennen: daß das leibliche und insofern natürliche Leben, solange es jeweils besteht, sich selbst erhält, also in sich selbst lebendig ist, aber auch in sich gefährdet und somit *endlich* ist. Erkennt und versteht einer das Gegebensein seines Lebens, nimmt er das wirklich wahr, und läßt er das für sein Leben wirklich zu, so anerkennt er, daß das Leben *gut* ist, daß es zu leben gut ist. So bejaht einer sein Leben. Und er kann noch einen Schritt weiter gehen: Er kann für sein Leben, das er hat, *dankbar* sein. Und wenn das für ihn nicht ein unbestimmtes Gefühl ist, wenn es dabei nicht sein Bewenden hat, dann kann er *Gott* dafür dankbar sein: Gott, der Quelle des Lebens. Und er kann Gott darum bitten, daß ihm das Leben weiterhin gegeben sei.

So könnte die Brotbitte des Vaterunrsers bereits aufgrund dieses ersten Eindrucks, daß das Leben uns gegeben ist und daß es zu leben gut ist, der Wahrnehmung dieser elementaren Grundlage des Lebens jedes und jeder einzelnen und genaugenommen jedes Menschen Ausdruck und Worte geben. Doch wir sehen, ohne Besinnung des einzelnen auf sich selbst wird nicht deutlich, nicht erkennbar, wer und was Gott ist und wirkt. Wer das im Guten Gegebensein nicht für sein eigenes Leben bejaht, der wird das schwerlich für das Leben überhaupt gelten lassen. Läßt aber einer das bei sich sein, so bleibt das nicht folgenlos: Das im Guten Gegebensein des Lebens gestaltet sich ihm zu einer neuen Lebensperspektive, zu einer ihn verändernden Ausrichtung auf das gutseiende Leben um ihn herum und überall.

Zum vorgegebenen Leben – zur elementaren Lebensgrundlage und zum elementaren Lebensunterhalt – eines jeden gehört noch viel mehr als das bislang Bedachte. Keiner findet sich in seinem Leben vor ohne andere vor

ihm und mit ihm. Wahrnehmen kann einer, daß es zu seinem Leben gehört, mit anderen zusammen da zu sein, und daß das gut ist. Alles Leben ist lebendig inmitten von dem, das da lebt. Und dafür, auch für diese elementare Gegebenheit, kann er dankbar sein, Gott dankbar sein. Ist er das, so kann er auch darum Gott bitten, daß diese Gegebenheit sich für ihn – ja für alle Menschen – zum Guten wende: d. h., daß Menschen sich verstehen, sich miteinander verständigen und aussöhnen.

Noch einen Schritt weiter im Blick auf die elementare Grundlage unseres Lebens kann man gehen: Zu erkennen, zu erfassen ist, daß die Erde für Lebewesen bewohnbar ist. Wäre sie das nicht, es wäre kein Leben. Es ist ein Wunder, daß es in dem endlos-ungeheuerlich großen Universum einen kleinen Planeten gibt, die Erde, auf der das Wunder des Lebens geschehen ist und sich immer neu vollzieht. Und das Wunderbare daran kommt bei dem an, der sich darüber freuen kann. Ja, um Freude am Leben oder zum Leben kann man bitten.

Doch, noch mehr ist zu sagen: Die Erde ist fruchtbar, sie läßt Nährpflanzen wachsen und gedeihen. Immer geschieht auf ihr – über den Tod von Einzelexemplaren oder auch von Arten hinaus – erneuertes und neues Leben. Und darin ist sie, ohne unser Machen und Sorgen, verläßlich und ist die Lebendigkeit des Lebens auf ihr unverwüstlich. „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören, Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht“ (1. Mose 8,22). Ein Lebensrhythmus für unser Leben ist das, der mit dem Bestehen der Erde gegeben ist. Es könnte im Blick auf die belebte Natur überhaupt erkennbar werden, begreifbar sein, daß die Natur *in sich selbst* etwas ist, etwas ganz ihr Eigenes hat, nämlich daß sie in sich *lebendig*, also selbstlebendig ist.

Luther weist uns an, in der Brotbitte die unentbehrliche Grundlage unseres Lebens und das Notwendige für den Lebensunterhalt zu bedenken. Ihm folgend legt es sich für uns nahe, die genannten unentbehrlichen Grundlagen für das Leben – die Bewohnbarkeit und Fruchtbarkeit der Erde, die Selbstlebendigkeit der belebten Natur – in der Brotbitte des Vaterunsers, neu verstanden, Ausdruck zu geben. Diese grundlegenden Gegebenheiten sind für uns die „guten Gaben“ („Alle guten Gaben ...“).

Aber das wird zu allererst ein Dank sein dafür, daß uns das alles *gegeben* ist, daß so Leben, unser eigenes Leben insbesondere, real ermöglicht ist. Das auch ist es, was uns mit allen Menschen, auch den Ärmsten in Afrika, verbindet, was wir mit ihnen gemeinsam haben. Und so kann auch der Dank an Gott dafür, daß wir und viele Lebewesen leben können auf dieser Erde, uns mit ihnen und potentiell mit allen Menschen gemeinsam sein. Auch unter den schwersten, erbärmlichsten Verhältnissen – die ganz gewiß nicht sein sollen,

denen von uns abzuhelpfen ist, so gut es geht, die es aber auch zu Luthers Zeiten gab –, auch unter solchen kaum erträglichen Verhältnissen kann ein Lebensmut gelebt werden und ein im Gottvertrauen ruhender Lebenswille: Er „wird's wohl machen“, er läßt mich nicht verderben. – Aus dem Dank erwächst dann die Bitte, daß die Lebensgrundlage und das Notwendige des Lebensunterhaltes allen Menschen gegeben und für alle erkenntlich sei, weltweit.

IV.

Jedoch, das Gebet und unser Glaube haben, wie man sieht, die Anschaulichkeit dessen, was zum Glauben und zum Gebet veranlassen kann – bei Luther z. B. „Äcker, Vieh und alle Güter“ –, verloren. Wir können nicht mehr *unmittelbar* für die Früchte der Erde, für die Äpfel, Birnen, Krautköpfe, Weizenkörner danken und um sie bitten; denn das alles wird vermarktet. Sondern danken können wir dafür, daß die Erde fruchtbar ist, Nahrungspflanzen zuläßt. Und bitten können wir, daß diese Grundbedingung unseres Lebens allen Menschen ersichtlich sei. Dafür, für diese Grundlage des Lebens und des Lebensunterhalts, können die Früchte der Erde und vorweg das „tägliche Brot“ ein *Ausdruck* sein. So, in diesem Zusammenhang verstanden, also herausgenommen aus der Zweck-Mittel-Rationalität des Wirtschaftens, kann das „tägliche Brot“ seinen Sinn als gute Gabe Gottes haben.

Aber, so wird zu bedenken gegeben, kann man denn nicht auch für sichtbare, leibliche und natürliche Gegebenheiten und für sozial Geglücktes – für die Gesundheit z. B., für eine glückliche Ehe, für klar erwachsen werdende Kinder, für den Frieden in unserem Land –, kann man dafür nicht auch danken und darum bitten? Nun, gewiß doch. Nur – wem das zuteil geworden ist, der möge für sich selbst wissen, daß ihm das umsonst, ohne sein Machen und ohne ein Privileg, unverdient und im Blick auf viele andere zufällig, zuteil geworden ist. Er danke Gott, so gut er kann von Herzen, aber vergesse die anderen, die das entbehren, nicht, sondern bitte darum, daß das, was ihm geschenkt ist, *allen* Menschen zuteil werde, weltweit – und setze sich dafür ein, so gut er kann.

Doch es ist nicht nur für die Gesundheit zu danken und um sie zu bitten, sondern für das Leben selbst und um es. Noch einmal sei Paul Gerhardt angeführt: „alsobald im Mutterleibe, da er [Gott] mir mein Wesen gab und das Leben, das ich hab und noch diese Stunde treibe“ („Sollt ich meinem Gott nicht singen?“, Strophe 2).

In einem öffentlichen Gottesdienst jedoch sollte der Dank und die Bitte dem gelten, was alle Menschen betrifft und wofür alle danken können, also

in unserem Zusammenhang hier der Grundlage des Lebens und dem Unabdingbaren des Lebensunterhalts.

Zum Schluß eine Art Zusammenfassung: Unser Gebet zu Gott hat sich der Form oder Struktur nach bedeutsam verändert. Zu allererst und grundlegend steht der *Dank* an Gott für das, was uns gegeben ist. Daraus erhebt sich die *Bitte*, es möge mir und jedem Menschen das Leben und alles, was in ihm wesentlich ist, gegeben werden und erhalten bleiben und weiterhin gut und förderlich sein. Nur für das, wofür ich gegebenenfalls dankbar sein kann, nur darum kann ich Gott bitten. Doch wenn das eine Bitte an *Gott* ist, so kann sie niemals nur eine Bitte für mich sein, sondern es wird eine Bitte für alle Menschen sein. Und ich kann ehrlich nur darum bitten, wenn ich mich dafür, für menschenwürdiges Leben weltweit, einzusetzen bereit bin, so gut ich kann.